Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 14

Artikel: "Seither..."
Autor: Gfeller, Simon
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638095

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Schnauze und erklärte: ‚Bedenklicher Fall, sehr bedenklicher Fall" . . . Wagte aber nicht, das baldige Ende der Bisette zu prophezeien. Dann zog er aus der Tasche ein fettiges Notizbüchlein, dessen Ecken vom häufigen Gebrauch abgenützt waren. Obwohl er überzeugt war, daß die Kuh bald sterben würde, murmelte er eine unverständliche Formel, und um der armen Frau einen letzten Hoffnungsschimmer zu geben, gestikulierte er mit dem Arm in feierlicher Weise nach dem Tiere hin und rief mit Donnerstimme: „Verrecke oder lauf", worauf er sich ernst und würdevoll zurückzog.

Tags darauf vollkommene Verwandlung. Die Kuh, die seit sieben Tagen auf der Seite gelegen hatte, stand an ihrer Krippe und suchte ihr Futter. Bei diesem Anblick läuft Frau Adolphine und holt ihr Heu; dann geht sie zum Bürgermeister, um ihm ihre Dankbarkeit auszusprechen.

Aber siehe da, als die rauhe Jahreszeit kam, wurden fast alle Bewohner des Dorfes von Krankheit heimgesucht, einer von einer Lungenentzündung ‚der andere von einem gewöhnlichen Schnupfen, und der Herr Bürgermeister entgeht dem auch nicht. Sein Fall wurde sogar sehr bedenklich. Die von größtem Dank erfüllte Frau Adolphine fragt oft nach seinem Befinden . . . und eines Tages erfährt sie, daß er im Sterben liegt. Nur ihrem Herzen folgend läuft sie ans Krankenbett, stößt die Magd fort, die ihr den Zutritt verwehren will, und sieht den Bürgermeister mit dem Tode ringen. Im brennenden Verlangen, ihn dadurch retten zu können, macht sie dieselbe Geste, die sie einige Monate vorher bei ihm gesehen hatte, und ruft mit starker suggestiver Stimme: „Krepiere oder lauf" . . . Da bekam der Kranke einen derartigen Lachanfall, daß das Eitergeschwür in seinem Halse platzte und er augenblicklich frei wurde. Die Witwe aber, in der festen Ueberzeugung ihre Dankbarkeitsschuld dem Wohltäter gegenüber beglichen zu haben, rief fröhlich aus: „Der Herr Bürgermeister hat die Bisette gerettet, da war ich ihm das doch schuldig."

„Damit, Herr General, ist meine Geschichte zu Ende."

„Bravo, Tambour-Major, deine Erzählung ist reizend. Und weil heute dein letzter Tag im Dienste ist, so nimm diese Pfeife zum Andenken an mich mit."

. . . Und der gute General überreichte mir dies Geschenk, das ich in ehrfurchtsvoller Rührung entgegennahm . . .

In der Familie des Tambour-Majors wurde diese Pfeife des Generals Dufour mit großer Pietät aufbewahrt. Vielleicht existiert sie immer noch; eine nahe Verwandte des Tambour-Majors ist vor einigen Jahren als Hundertjährige in Chaux-de-Fonds gestorben. Man nannte sie die „Großmutter Marie" und sie, sagte man, bewahrte jene historische Pfeife getreulich auf.

„Seither . . ."

Von Simon Gfeller

„Sackerment noch einmal, daß man sich auch so einfältig verklappern kann!" schimpfte ich mich in Gedanken selbst aus und hastete durch den Wald hinauf. „Jetzt geht mir die Sonne unter, bevor ich auf der Höhe oben bin, und die Berge sind so wunderbar nahe und klar, der Goldschein liegt wohl schon auf den Schneeflächen, und die Wälder träumen im Sonnenglanz — schade, schade!" Da schlug's unten an der Dorfkirche die sechste Stunde. Ich atmete auf und verlangsamte meine Schritte; denn Mitte September legt die liebe Alte ihr müdes Haupt erst eine halbe Stunde später auf das dunstblaue Jurakissen.

Droben auf der Anhöhe traf ich den alten Sonnhalden-Daniel. Unter dem großen Nußbaum saß er auf der Ruhebank und guckte über Land. Ueber dem andächtigen Schauen war ihm die Pfeife erkaltet.

„Ich tät auch ein wenig abstellen, Schulmester," rief er mich an und streckte mir die Hand entgegen.

„Hab' mich schon weit unten auf den Ausblick gefreut", gab ich händeschüttelnd zurück, streifte den Kommissionen-Rucksack von den Schultern und setzte mich zu ihm. Denn wir kennen einander, der Daniel und ich, und mögen einander.

„Wirst denken: Ein Bauer — und hat Zeit, der Sonne nachzugaffen." Lächelnd sagte er's.

Ich beruhigte ihn. „Hast deinen Lebensacker fleißig bestellt wie selten einer! Wer wollte dir verwehren, den Rücken zu strecken."

Er drauf: „Es arbeiten noch viele, die älter und gebrechlicher sind als ich, bis in alle Nacht hinein und wenn's pressiert, bin auch ich noch bei der Spritze. Nur wenn's so schön ist, leg' ich das Werkholz früher weg und gönne mir ein freies Halbstündchen. Es war auch nicht immer so. Früher hatte ich keine Augen für diese Pracht. Aber seither . . . seither . . ." Er verstummte, und sinnend ruhten seine Blicke auf der sonnbeglänzten Landschaft.

„Was ist's mit dem Seither?" fragte ich behutsam; denn ich witterte ein Erlebnis, und von Alten, Erfahrenen hör' ich fürs Leben gern erzählen.

„Bin kein Erzähler, kann's nicht dartun wie man sollte", entschuldigte sich der Alte bescheidentlich, „aber berichten, wie es kam, daß ich so vieles anders anschauen lernte, kann ich dir doch. Nur — — schreib's dann nicht etwa auf!" zwinkerte er mich an.

Jä, jä", lächelte ich, „versprechen kann ich nichts. Wenn's mir gar zu gut gefällt, was du erzählst, könnt' ich's doch nicht halten."

„Wird nicht der Fall sein, ist gar nichts besonderes. Nur für mich . . ." er suchte nach Worten. „Also es ist dreizehn Jahre seither, da hat's mich geschüttelt. Ich mein', bis dorthin hab' im Halbschlaf gelebt. Dann kam die böse Nacht und die böse Woche. Mitten in der schönsten Maienzeit drin. Meine Frau war schon einige Tage nicht recht zu Paß. Wir steckten aber über Hals und Kopf in der Feldarbeit. Es war ein Jasten und Jufeln, neben dem nichts anderes Platz hatte. So achteten wir uns ihrer Klagen denn nicht viel, meinten, das gehe vorüber. Todmüde legte ich mich abends zu Bette und schlief wie ein Brett. Jetzt in einer Nacht hör' ich meine Frau angstvoll rufen: „Daniel! Daniel!" Ich fahr' in die Höhe. „Was ist?" frage ich, noch ganz schlafsturm. „Ich glaube, ich muß sterben", keucht sie, keucht und keucht und kann den Atem nimmer finden. Ich im Satz vom Bett herunter: „Herr Jesus Gott!" und zu ihr hin. Sie, auf dem Bettrand sitzend, am Ersticken, klammert sich an mich: „Hilf, hilf!" Ich leg' den Arm um sie, und wie ich das tue, spür' ich, daß sie bachnaß ist vom Angstschweiß, und daß ihr Herz unsinnig klopft. Wie eine Dengelmaschine hämmert es, aber nur ein paar Sekunden, dann setzt es aus und krampft und droht stillzustehen, dann wieder ein Anlauf, so ein verrückter, daß auch ich nichts denken kann als: Das ist der bittere Tod. Und ist mir gewesen, als sei mir mit einem Mal aller Sinn, alle Kraft und aller Mut unten ausgeronnen. Nichts anzufangen weiß ich, als sie in den Armen zu halten. Jetzt endlich fährt mir durch den Kopf: „Licht! Licht!" Ich sag's und taste nach den Hölzlein und will anzünden. Brechen mir die Hölzlein eines nach dem andern, und bei einem Haar hätt' ich das Nachtlämpchen hinuntergestoßen. Ich kratz' und kratz', und auf einmal wird Licht, und ich seh' den ganzen Jammer und das ganze Elend ihres Zustandes. Aber die Lähmung ist aus mir und mit der Helle auch der Wille zum Wehren wieder gekommen. „Kannst einen Augenblick allein sein? Fritz muß zum Doktor." Sie sagt nicht ja und sagt nicht nein; ich zaudere ein paar Atemzüge lang — dann hinaus, durch die Küche hindurch, die Gadenstiege hinauf und mit beiden Fäusten an die Kammertür: „Fritz! Fritz! Auf, auf! Mußt den Doktor holen. Gschwind, gschwind!" Er tut einen Satz aus dem Bett, und wie ich das hör', wieder die Stiege nunter und hinein zu ihr. Ist nicht lang gegangen, kommt schon der Bub nach, nur in Hosen und Hemd, 's ist ein

guter Bub und immer an der Mutter gehangen. Augen hat er gemacht! „Schnell zum Doktor", sag' ich, „spring, was du magst! Soll sofort herkommen. Sag' ihm, wie sie keuchen muß und Herzklopfen hat! Weck auch die andern, bevor du gehst!"

Der Bub besinnt sich noch... „Nu", sag' ich und weiß nicht, was er zu zögern hat. Ist mir dann in den Sinn gekommen, als er ein Weilchen später auf dem blutten Roß davonsprengte, hat nur überlegt, wie ankehren. „Jetzt muß man um ihn auch noch Kummer haben", stöhnt die Mutter. Aber just daß sie für ihn kummern muß, ist für sie das Rechte. Der Anfall läßt langsam, langsam nach, das Herz tobt weniger wild, der Atem wird besser. Nun sind auch meine übrigen Leut' gekommen, dann haben wir die Mutter in den Großvaterstuhl genommen, gewartet, gebangt und geplanget. Ich will nicht überflüssig davon reden, man weiß, wie lang solche Stunden werden. Einen Trost hatten wir: Fritz tut das Mögliche, und wenn der Doktor zu Hause ist, kommt er heilig sicher. In der Beziehung war er ein herrlicher Mann, unser lieber, guter Doktor. Blitz und Donner, Sturm und Wetter, Nacht und Graus hielten ihn nicht ab, wenn es Ernst galt. Und so nach anderthalb — zwei Stunden ertönt denn richtig Pferdegetrappel, die Tür geht auf, und der Doktor steht in der Stube.

„Guten Tag! Was macht Ihr für Geschichten, Mutter?" Und greift schon nach dem Puls und behorcht die Brust, „Herzdelirien", murmelt er, und nun geht's an den Hals und wieder an die Brust und so eine ziemliche Länge. Dann streckt er sich: „Der Kropf ist der Uebeltäter, der Kropf muß weg. Ihr müßt Euch operieren lassen, sofort, ohne Verzug, schon morgen."

Wie meine Frau da dreingeschaut hat! Ein solches Entsetzen habe ich nie wieder gesehen.

„Nicht so schwer nehmen, nicht aufregen!" mahnt der Doktor, sonst kommt die Atemnot wieder, und wer weiß, was das Herz für Geschichten macht!"

„Gibt's nicht ein anderes Mittel?" bettelte ich.

„Nein. Jetzt heißt's entweder — oder. Operation, oder ich stehe für nichts gut. Und zwar müßt Ihr ins Spital in die Stadt. Unser Krankenhaus ist nicht eingerichtet und ich kann diese Operation nicht vornehmen." Noch ein paar beruhigende Worte, ein Hin- und Herreden und das Ergebnis ist:

„Nun, so wird es in Gottes Namen sein müssen."

„Aber du mußt mit mir kommen und bei mir bleiben", sagt meine Frau. „Allein gehe ich nicht, lieber sterben!"

„Ja, ja! sag' ich, und der Doktor verspricht, telephonisch alles anzuordnen, gibt noch allerhand Rat und Verhaltungsmaßregeln, tröstet und beruhigt noch einmal und geht.

Wir lauschen auf die verhallenden Hufschläge, dann löst sich unsere Erstarrung. Bisher standen wir unter einem starken, fremden Willen. Jetzt schauen wir einander stumm an, und der Jammer packt uns erst recht. Meine Frau neigt den Kopf zur Seite und beginnt leise, aber bitterlich zu weinen. Ich stehe in ratloser Bekümmernis daneben: „Ich hätte es dir ja gerne erspart! Aber wenn es sein muß."

Sie weint nur heftiger.

„Es wird schon gut kommen. Der Professor sei ja so ein Geschickter, es fehle ihm so gut wie nie."

Sie schluchzte weiter.

„Freilich ja, eine Operation ist immer eine strenge Sache. Wenn ich sie dir doch nur abnehmen könnte!"

Immer trostloser weint sie.

Jetzt weiß ich mir auch nicht mehr zu helfen, trete ans Fenster, starre hinaus, und die Augen füllen sich mir mit Tränen. Dann gehe ich und lege ihr den Arm um die Schulter.

„Es ist so schrecklich! Gestern noch wußte ich nichts Besonderes, und morgen soll ich unter das Messer." Mit weitgeöffneten Augen starrt sie vor sich hin und einmal murmelt sie: „Wie sicher lebt der Mensch, der Staub, sein Leben ist ein fallend Laub!" Und endlich versiegen ihre Tränen. Aufatmend setze ist mich auf den Bettrand.

So still und friedlich war unser Lebensweg bis dahin gewesen! Jetzt dieser grausame Riß mitten durch Ruhe, Behagen, Glück und Frieden. So fest und zuverlässig schien der Grund, auf dem wir stunden! Nun wich plötzlich der Boden unter den Füßen und ein dunkler Abgrund gähnte uns an. Auch meine Frau beschäftigte sich unausgesetzt mit solchen Fragen, ich merkte wohl, wie es mit ihr rechnete: Wirst du es überstehen, oder soll es nun schon aus sein mit dem Leben?

Unter einmal fing sie wieder an bitterlich zu weinen und stieß heraus: „Womit habe ich verschuldet, daß solches Unglück über uns kommt?"

„Nicht so, nicht so", wehrte ich ab. „Selberquälen trägt nichts ab. Denk' an das schöne Gellertlied:

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl.
So will ich denn gelassen
Mich auch im Leiden fassen.
Welch Leben hat nicht seine Qual?

Wir wollen lieber vorwärts schauen. Wie vieles gibt es noch zu besorgen, bevor wir fort können!"

Schluß folgt in nächster Nummer.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

1. Fortsetzung.

Hollbruch machte eine ablehnende Bewegung.

„Ich verstehe vollkommen, Herr Keridan. Es handelt sich darum —" Keridan unterbrach ihn.

„Einen Augenblick, bitte, Sie müssen mich zu Ende reden lassen. Die beiden Schweizer Freunde verlangen ihr Geld zurück, da sie es für ihre eigenen Unternehmungen benötigen. Die Gesetze verbieten aber die Rückzahlung. Ich bin also meinen Gläubigern gegenüber gedeckt. Verstehen Sie?" Warum erzählt er mir dies alles, dachte Hollbruch gequält, ich bin ja bereit, alles, alles zu glauben.

„Aber es geht um etwas anderes, Herr Hollbruch. Wenn ich diese 800 000 Franken pünktlich zurückzahle, bekomme ich von einer Schweizer Bank ein Darlehen von zwei Millionen Franken, für das meine beiden Schweizer Freunde Bürgschaft leisten. Und dieses Darlehen benötige ich. Wenn ich dieses Geld nicht bekomme, muß ich die Fabrik schließen und 650 Arbeiter auf die Straße setzen. Verstehen Sie?"

„Nein, das verstehe ich nicht", antwortete Hollbruch gegen seinen Willen und gegen sein Interesse.

„Warum verstehen Sie das nicht?" fragte Keridan erstaunt.

„Wenn Sie jetzt 800 000 Franken zurückzahlen wollen, müssen Sie doch über diesen Betrag verfügen. Und wenn Sie 800 000 Franken besitzen, müssen Sie Ihre Fabrik nicht zusperren."

Keridan runzelte die Stirn. Seine violetten Augen wurden dunkel.

„Sie sind kein Kaufmann, Herr Hollbruch. Es ist nicht leicht, Ihnen geschäftliche Transaktionen klarzumachen. Das Geld, das ich jetzt zurückzahlen will, habe ich mir kurzfristig und zu unmöglichen Zinssätzen ausgeliehen."

„Ich bin kein Kaufmann", gestand Hollbruch.

Das Telephon läutete.

Keridan nahm den Hörer. Sein Gesicht entspannte sich und wurde knabenhaft sorglos, als er die andere Stimme erkannte.

„Guten Abend, Mira. Wie geht es dir?"

Seine Stimme bebte vor Zärtlichkeit.

Dann begann er in einer Sprache zu reden, die Hollbruch für Türkisch hielt.